

„Der Abschied stimmte uns doch wehmütig“
Aus dem Tagebuch aus Südwest-Afrika von Helene G.
(Signatur 1704)

Helene und Theodor G. begeben sich 1903 mit ihren drei Kindern in Windhoek auf „die Pad“, um nach Otavi zu ziehen. 20 Tage lang ziehen sie mit ihren Ochsen- und Eselsgespannen von Wasserstelle zu Wasserstelle, um die mehr als 450 Kilometer zu überwinden.

19. November 1903

Mittwoch, den 18. November 1903, nachmittags 5 Uhr, standen unsere Ochsenwagen zur Abfahrt bereit vor der Tür. Achtzehn Ochsen vor jedem.

Gretchen und Schwester Hedwig, unsere liebe kleine Freundin und meine treue Pflegerin, bestiegen mit unseren drei Kleinen den Zeltwagen. Herr Finke war schon neben den Ochsenwagen mit vorausgeritten und ebenso folgten unsere beiden Bambusen-Kaffern Vornab und Krumhuk, der eine auf Thete, seinem Esel, und der andere im Reisewagen. Mein Mann und ich fuhren eine halbe Stunde später in einem von sechs Eseln gezogenen Wagen hinterher.

Windhoek liegt immer ferner. Noch zieht man mit ganz geteilten Gefühlen voran, weil man noch nicht weiß, wie es oben im Norden sein wird und die guten Freunde muss man nun ja auf jeden Fall entbehren. Die wird uns auch das schönste Otavi nicht ersetzen.

21. November

Heute hatten wir die ersten Zwischenfälle auf unserer Reise, und zwar recht unangenehme. Erstens stellte sich heraus, dass sich die Treiber gar nicht über den Weg auskannten. Wir machten schon den Umweg über Otjisewa, um einen besseren Weg einzuschlagen, aber nun müssen wir einen ziemlich wenig befahrenen Weg über Osona nach Okahandja nehmen, und noch sind wir uns nicht klar, wie lange wir noch brauchen werden bis dahin.

Von Otjisewa machten wir einen über drei Stunden langen Treck meist im Dunkeln, wobei die Wagen manchmal dem Umkippen nahe zu sein schienen. Auf einer Fläche dicht vor Tabakstün wurde übernachtet.

Nach einer sehr guten Nachtruhe ging es leider erst gegen 8 Uhr los. Die Ochsen mussten erst zum Wasser gebracht werden. Zwischen neun und 10 Uhr passierten wir mit unseren Zeltwagen eine Stelle am Wege, wo der Treiber mit merkwürdigem Ungeschicke die Ochsen eine Böschung hinauf trieb, während etwas tiefer die gute Pad nebenher lief. Mit großer Anstrengung brachten uns die Ochsen über die schlechte Stelle, aber unser schwer beladener Frachtwagen hatte Pech. Der Treiber folgte gedankenlos unserer Wagenspur und der Wagen rutschte die sandige Böschung herunter, legte sich sanft auf die Seite und lag nun da, wo er hätte fahren müssen.

Da half nun aller Ärger nichts. Es half nichts, dass der Treiber eigenhändig verhauen wurde. Unser so mühsam gepackter Wagen lag im Sande. Piano, Nähmaschine, Kochherd, Kisten und Kasten, alles musste abgepackt werden. Unser Kummer war groß, aber schließlich erschien Hilfe. In der Nähe wohnende Kaffern fanden sich ganz hilfsbereit ein und mit unendlicher Mühe wurden die Kisten aufs Neue auf den wieder aufgerichteten Wagen verpackt. Morgen sollen wir nun in Okahandja ankommen. Ob's wahr wird?

24. November

Okahandja liegt hinter uns. Nach einem vierstündigen Treck von dort halten wir dicht vor Okamita unsere Mittagsruhe. Für die Kinder bekamen wir eben frische Ziegenmilch, die uns drei Herero-Kinder im Adamskostüm in einen Topf melkten. Sie bekamen dafür Reis und zum Spaß der Kinder einige Bonbons.

5. Dezember

Schöner Ausspannplatz unter großen Bäumen. Leider viel Regen. Nachts hielten wir einen Regenschauer im Freien in mit Segeltuch verdeckten Betten aus, blieben aber schön trocken.

Es regnet fortgesetzt. Der Weg wird immer nasser, stellenweise gehen die Ochsen im klaren Wasser. Es dauert auch gar nicht lange, da sitzen

wir im Schlamm. Der Wagen ist bis an die Achsen verschwunden. Man nennt das ja wohl hierzulande einen Durchschlag. Wir hatten uns diesen Schrecken schon in Waterberg beschreiben lassen und konnten nun selbst Erfahrungen machen.

Nach vergeblichen Versuchen, mit unseren Ochsen wieder herauszukommen, wurden fast alle Ochsen des Frachtwagens, der auf höheren Befehl die Unglücksstelle umgangen hatte, vor unseren Wagen gespannt; immer wieder riss die Kette oder brachen die Jochscheide. Nach 5/4 Stunden konnten wir weiter.

7. Dezember

Am Montag, den 7. Dezember vormittags trafen wir also bei freundlichem Wetter in

Otavi ein. Der letzte Treck war ein guter Weg, nachdem wir am Tage vorher über eine schreckliche Klippenstelle wohl eineinhalb Stunden fahren mussten. Die Umgebung wird bis hierher immer schöner. Unser Wohnhaus selbst ist ein freundliches, großes Gebäude und macht mit dem Hinterhause, den Wagenremisen und den Schuppen den Eindruck eines Gutshofes. Zu unserem Empfang wehte die deutsche Flagge zum großen Vergnügen der Kinder.

„Ihr musstet annehmen, der Teufel hätte mich schon geholt“

Aus den Briefen von Karl W.

(Signatur 1433/III)

Karl W. wird 1901 in München in eine angesehene Familie geboren. Der ledige Kaufmann macht sich während seiner Militärzeit durch eine Unterschlagung schuldig. Um die Familienehre zu retten, zwingt seine Familie den 24-Jährigen zur Auswanderung nach Südamerika.

Von den Strapazen, den Hoffnungen und der Krankheit berichtet Karl in seinen Briefen an eine befreundete Familie sowie an seine Eltern.

15. Januar

An dem Tag, an dem ich den letzten Briefabschnitt schrieb, bin ich nicht, wie ich hoffte, vom Fieber verschont geblieben. Pfeifendeckel! So wie an dem Tag hat's mich noch nicht leicht gehabt. Von morgens früh 8 Uhr bis abends 9 Uhr und teilweise so stark, dass ich nicht mehr wusste, wo ich bin. Schwitzen hat diesmal gar nichts geholfen. An Aufstehen nicht zu denken, weil ich nicht in der Lage war, das Gleichgewicht zu halten und ich mir vorkam, wie ein Betrunkener. Dabei dauernd schlecht, ohne kotzen zu können. Nachts konnte ich aber schon schlafen und am Morgen war alles wieder einigermaßen in Ordnung und der Anfall wiederholte sich auch nicht mehr. Nur war ich noch zwei Tage ganz damisch und hörte fast nichts, denn wie ich schon einmal erwähnte, wirkt Chinin kolossal auf das Gehör. Jetzt bin ich wieder vollständig gesund und spüre nicht mehr das Geringste. Arbeit gibt's auch zur Zeit etwas mehr, also kann auch Langeweile momentan weniger aufkommen.

10. Februar

Liebe Eltern!

Heute tut mir der Buckel und der Arm ordentlich weh vom Zuckerrohrschneiden. Um 4 Uhr hab ich schon angefangen, damit wir zum Fasching genug Zucker zum Maisbier und genug Schnaps haben. Denn Fasching ist der höchste Feiertag hier, beginnt Samstag abends

und endet Mittwoch früh. Die Vorbereitungen sind ungeheuer. Von allen Seiten werden Fressalien herbeigeschafft, die dickste Sau wartet auf ihre Hinrichtung, dem Enterich ist nicht mehr ganz geheuer und die Hühner sind auch schon nervös, weil sie nicht wissen, welche dran glauben müssen. Nur die Meerschweinchen sind ahnungslos, weil sie nicht wissen, wie famos sie schmecken.

1. März

Leichte Besserung vorhanden, aber es ist immer noch nicht das Richtige. Die Schwäche ist fürchterlich. Essen kann ich fast noch nichts.

Ich muss oft nachts zum Wasserstehlen kriechen. Ich bin verzweifelt. Dazu die Schlaflosigkeit, das ewige Denken an zu Hause, der Durst. Immer muss ich an Bier denken.

Wie lange wird's noch dauern? Ich bin überzeugt, dass es nichts anderes als Gelenkrheumatismus ist. Ich muss aufhören. Im Sitzen geht's nicht mehr, ich zittere schon am ganzen Körper und die Schmerzen beginnen auch schon wieder. Vielleicht könnt Ihr mir einen einfachen ärztlichen Rat schicken.

Herzliche Grüße!

Euer halb verzweifelter

Karl

Hacienda Cushillo, 4. April 1931

Sehr verehrte Herr und Frau Weiss!

Es tut mir äußerst leid Ihnen heute mit diesen Zeilen eine sehr traurige Mitteilung zu machen. Aber da es einmal sein muss, so entschloss ich mich heute, endlich einmal zu schreiben. Ihr Sohn Karl ist leider am 2. März zwischen 2 und 3 Uhr früh an Fieber gestorben.

Es grüßt Sie hochachtungsvoll

Konrad K.

**„Sehnsucht nach der Weite des Landes, seinem rauen Charme“
Aus „Kleiner Pakt mit Pakistan“ von Telse Z.**

(Signatur1524)

Telse Z. ist Ärztin und lebt mit ihrem Mann, einem Wirtschaftsingenieur, von 1965 bis 1967 in Pakistan in der Stadt Gujranwala.

Ich bin seit nunmehr drei Wochen zum ersten Male in meinem Leben zum Nichtstun verdammt. Habe ich mir diesen Zustand nicht eigentlich gewünscht? Warum aber dann seit einigen Tagen das Gefühl der inneren Unrast, der Unzufriedenheit mit mir selber! Ich könnte natürlich auch hier als Ärztin tätig sein. Aber dann würde mich die Medizin wieder mit Haut und Haaren auffressen, zum Nachteil der Familie. Am Abend lachte mein Mann mich aus. Er sagt: „Lauf doch los und schau dir alles an! Aber, schnuppere dabei nicht nur nach Touristenmanier an der Oberfläche herum, sondern versuche, hinter die Dinge zu schauen. Erobere dir Pakistan und setze dich mit ihm auseinander. Und ich versichere dir, du wirst mehr als zwei Jahre lang beschäftigt sein.“ Er sollte Recht behalten.

Wenige Tage nach meiner Ankunft erreichte mich der Hilferuf eines Mädchens aus dem Bazar. Sofort machte ich mich mit einem Führer auf dem Weg. Vorweg ein Dutzend halbstarker Herolde, die den Bürgern lautstark die Ankunft einer Weißen verkündeten, dann der Führer und ich, dahinter vierzig bis fünfzig Männer in gehörigem Abstand, die ihrerseits damit beschäftigt waren, mir ein Rudel von mindestens hundert Kindern vom Leibe zu halten.

Nachdem wir einen aggressiven Ziegenbock sowie drei Hunde vom Eingang vertrieben hatten, betraten wir einen kleinen Raum, der sparsam möbliert und mit mindestens fünfundzwanzig Sippenangehörigen beiderlei Geschlechtes umso ausgefüllter war. Nachdem man meinem Wunsch entsprochen und den Hauptteil der Sippe des Zimmers verwiesen hatte, sah ich endlich auf einem der Tschapois die Kranke, ein junges Mädchen mit schmerzverzogenem Gesicht.

Ihr linkes Bein war, wahrscheinlich einer Gelenkentzündung wegen, einige Wochen zuvor bis an die Hüfte eingegipst worden. Niemand

hatte sich darum gekümmert, wie lange der Gips liegen bleiben sollte, und nun hatte sie scheußliche Schmerzen. Jedenfalls musste der Gips herunter

Nun weiß jeder, der einmal einen soliden Beingips entfernt hat, dass das schon mit gutem Instrumentarium eine Kraftanstrengung ist. Mit ungeeignetem ist es eine Plackerei. Aber da geschah das Erstaunliche, dass die Männer, die mir zusahen, nachdem das Mädchen sein Gesicht verschleiert hatte, im Nu begriffen, worauf es ankam. Sie liefen fort und holten andere Scheren und Zangen, die tatsächlich noch geeigneter als die vorherigen waren und begannen darüber hinaus, mir schnell, geschickt und ohne der Kranken weh zu tun, zu assistieren. Der Gips war rascher entfernt als ich zu hoffen gewagt hatte. Die aufgescheuerte Haut wurde mit schnell herbeigeschafftem Verbandzeug versorgt, und nach der obligaten kleinen Teezeremonie entfernten wir uns hoch befriedigt und wiederum natürlich im Triumphzug.

**„Was kommt zum Totschlagen der Zeit in Frage?“
Aus den Tagebüchern von Jochen N.**

Mit der Wende 1989/90 erlebt Jochen N .geb. 1936 den Zusammenbruch seines Staates, und auch sein Leben und seine Position ändern sich radikal. Im Alter von 53 Jahren verliert er seine Stelle und alle Ämter. Bis zum Erreichen seines Altersruhestandes im Jahre 2001 nimmt er zahlreiche Zeitverträge an. Von 1993 bis 1997 arbeitet er in Riaydh/Saudi-Arabien als Facharzt für Neuropsychiatrie am Al-Amal-Hospital, einer großen Suchtklinik, sowie an der König Saud-Universität.

16. März

Gestern war ich zum ersten Male hier auf dem Flohmarkt. Wie zu erwarten gibt es dort nahezu alles, was sich per Hand oder Lastauto transportieren lässt. Es sind meistens Leutchen aus den ärmeren Schichten, die hier etwas verhökern oder sich ein Zubrot verdienen. Das Durcheinander hat ein sprichwörtliches Ausmaß. Ganze Völker-

stämme geben sich da ein Stelldichein und feilschen lautstark, mit bewegten Gesten.

Immer wieder beeindruckt die Ehrlichkeit der Saudis. Ich war da um die Zeit des Sonnenuntergangsgebetes. Sobald der Imam zum Gebet ruft, lassen Händler und Kunden alles stehen und liegen und stürzen zur nächsten Moschee oder versammeln sich in gewohnter Ordnung im Freien zum Gebet. Kein Mensch käme auf die Idee, Habseligkeiten oder Geld eines anderen zu entwenden. Ich habe mich in keinem der vielen Länder, die ich besucht habe, so sicher gefühlt wie hier. Man kann hier mit der Geldbörse und den Papieren in der Hand oder in der offenen Brusttasche des Oberhemdes ruhig im Gewimmel der Leute umherschlendern, ohne dass etwas passiert.

18. Februar 1996

Hier sind wir mitten im Ramadan, einem Monat, in dem wahrhaftig das gesamte Leben stockt bzw. auf dem Kopf steht. Unsere Patienten schlafen am Tage, von kurzen Unterbrechungen zur Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete abgesehen. Um die Zeit des Sonnenuntergangsgebetes beginnt der eigentliche Tageslauf. Nach dem Fastenbrechen und dem Nachtgebet startet der normale Krankenhausbetrieb, der bis in die frühen Morgenstunden abläuft. Nach einem reichlichen Frühstück und einem Gebet vor Sonnenaufgang verkrümmeln sich die Patienten in ihr Bett. Mit religiösen Übungen und Gebeten unterstützen sie unsere therapeutischen Bemühungen in bemerkenswertem Umfang.

Unsere Betreiber-Gesellschaft ist gegenüber der Regierung für alle Angestellten verantwortlich. Unverheiratete weibliche Mitarbeiter müssen nach der Arbeit im Krankenhaus mit dem Krankenhausbus sofort ins compound zurückkehren und dürfen dieses nicht mehr ohne schriftliche Erlaubnis der Firma verlassen. Zum Einkaufen werden zweimal wöchentlich Busse zu den größeren Supermärkten bereitgestellt. Kürzlich hat eine unverheiratete, 31 Jahre alte Engländerin (mit übrigens vorzüglicher Ausbildung und Erfahrung) die Leitung unserer Rehabilitationsabteilung übernommen. Ihr wurde sogar ohne

große Umstände zugestanden, das compound in Begleitung von Ehepaaren bis 10.30 Uhr zu verlassen, nachdem sie ein speziell für sie bereit gehaltenes Formular über Zweck und Umstände der Exkursion ausgefüllt hat. Dass sie keine Taxis oder Privatautos ohne Begleitung eines Ehepaares benutzen darf, versteht sich von selbst. Das Leben hier verläuft ohne Komplikationen, wenn man alles Verbotene unterlässt. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, dass der Neuankömmling herausfinden muss, was erlaubt ist. Das ist aber nicht sehr viel, sodass man schnell orientiert ist.